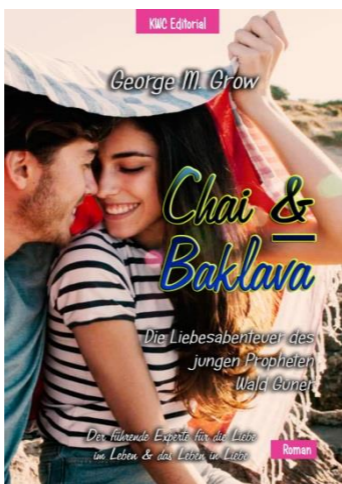


George M. Grow
Chai & Baklava
Das Liebesleben des jungen
Propheten Wald Güner



Aus der Reihe
Die Bücher des Lebens®



Copyright © 2011-23 GEORGE M GROW AKA GEORG PFANDLER. Diese Leseprobe kann an Dritte weitergegeben werden. Der Inhalt darf nicht verändert und keinen kommerziellen Zwecken unterstellt werden.

[Link Buchladen Amazon](#)



Zeichen

Das Nobelbistro Infinity in der Wiener Innenstadt hat eben erst geöffnet. Der hohe, bunte Raum mit der Mischkulanz klassischer und postmoderner Elemente wirkt wie eine große Komposition. Wald Güner könnte seinen Weg mit verbundenen Augen durch die Räume finden, er weiß, wo sich jedes einzelne Möbelstück befindet, das Infinity ist sein Stammlokal.

Wald scheint erfreut über mein pünktliches Kommen.

„Du bist das erste Mal hier, nicht wahr?“

Er bietet mir einen supermodernen Sessel an, der weit bequemer ist, als er vermuten lässt. Die Einrichtung ist luxuriös wie zweckmäßig und verrät raffinierten Geschmack.

Wald Güner, 27, türkischstämmiger Lottohauptpreisgewinner, Weltenbummler und – wie ich ihn aus meiner Sicht kenne – Lebenskünstler, Frauenheld und Müßiggänger, gibt sich sichtlich Mühe in meiner Gegenwart höflich und zuvorkommend zu sein.

„Unser Treffen hat einen bestimmten Grund.“

„Dachte ich mir“, bemerke ich, während ich mir die Spuren der Sommerhitze von der Stirn wische „Es hat mit Deiner letzten Reise zu tun.“

Soviel flüsterte er mir verschwörerisch gestern am Telefon. Ich kam in der Erwartung, er habe eine brisante Geschichte für mich, und als Journalist und Schriftsteller

habe ich für brisante Geschichten immer ein Ohr offen.

„Schieß los“, sage ich in dem Moment, als das Glockenspiel der Stiftskirche Zum Heiligen Kreuz losstürmt.

Während die Glocken das Ihre tun und Wald in seiner Aktentasche etwas sucht, beobachte ich ihn. Den jungen, manchmal etwas abgelenkt wirkenden Mann mit den angenehmen Gesichtszügen, dem schwarzen, beinahe schulterlangen Haar, den blauen Augen und der schneidigen Gestalt trifft man gewöhnlich lässig-elegant, trendy und maßvoll liederlich gekleidet an. Und als das Glockenspiel verhallt, nimmt er den elektronischen Kalender aus seinem Jackett und stellt die Uhr, bevor er sich über seine Krämpfe auslässt, die ihn in Wien und in anderen Metropolen Europas befielen, bevor er seine letzte Reise, um die es uns hier geht, antrat. Seine Anfälle nennt er Infekte, und gestanden wäre er zwischen dem Wunsch, die Welt zu retten, und dem, sie möge von sich aus untergehen. Spruch: situationsbedingte schizoide Normativität.

„Nehmen Sie noch eine Kralle zum Kaffee?“

Wald nickt auf die Frage des Kellners, ein junger, blasser Mann mit nass zurückgekämmttem Haar, blickt auf seine Uhr, seufzt einmal tief und schwer und meint, dass er schon wieder seit einundvierzig Tagen und fünf Stunden in Wien ist.

„Noch weiß ich nicht, was Dich von hier wegtrieb“, bemerke ich, als hinter der gläsernen Mauer zur Straße Wolken stahlblauer Tauben aufstoben, die er heute, aus wel-

chem Grund auch immer, lieber im weißen Federkleid mit einem frischen Olivenzweig im Schnabel sehen würde.

In der Zeit, bevor er den Flieger nach Indien nahm, wäre es ihm nicht gut gegangen, sagt er spät. Er habe das Mysterium aus den Augen verloren, nicht ganz und doch so sehr, dass sein als unbeugsam gedachtes Vertrauen während der letzten Jahre, seit er Es zum letzten Mal selbst gewesen war, zu bröckeln begann. „Okay“, sage ich und frage mich, warum er mir das anvertraut.

„Meine Mama“, antwortet er, „sorgte sich. Sie meinte, ich soll mich nach einer lieben Frau umsehen und dass es nicht schön sei in meinem Alter allein zu sein. ‚Vielleicht sollte ich zu Pfingsten eine Woche aufs Gut‘, sagte ich ihr. ‚Das ist sehr vernünftig‘, bestärkte sie mich in meiner Idee und wollte mich gleich auf ein halbes Jahr hinschicken: ‚Reiten, Sonne, frische Luft, Sennerinnen.‘ ‚Ich bitte Dich, Mama, wo gibt es heute denn noch Sennerinnen‘, wand ich ein. Du kennst sie, wenn sie in ihrer Vergangenheit lebt, die es nur durch eine rosa Brille zu sehen gibt.“

Ich nicke, ohne genau zu wissen, was er mir damit sagen will.

„Mama meinte, ich bräuchte nichts als frische Luft, weil ich tags zuvor draußen, wo der grüne Frühling seine ersten Fühler ausstreckte und die Natur summt und zirpte, ein lieber und sehr angenehmer Mensch gewesen wäre, jetzt aber natürlich wieder einknicken würde.“

Die Tasse an meine Lippen gesetzt, sehe ich ihn mit großen,

ratlosen Augen an.

„Mama kennt mich nur eingeknickt“, erklärt er, „die liebenswerteste, großzügigste Generalissima, die man sich denken kann. ‚Das kommt‘, sagte ich ihr, weil ich zu viel grüble.‘ ‚Ja, Du arbeitest zu viel, achte auf Dich und lass die tollen Ideen mit Deinem Integrationshof.‘ „Mama. Sie wird es sich nie merken“, sagt er mir. „I-Court, Mama, I für In-tegral, die Messe im Sammelpunkt des Bewusstseins.‘ ‚Jedenfalls wirst Du es aus eigener Kraft nie ermöglichen, oder spielst Du etwa wieder in der Lotterie. Für die Menschheit mag er ein neuer Abschnitt sein, für einen alleine ist er ein Weg ins Verderben.‘ Verkrampft wäre ich gewesen, sagte sie mir, und dass ich noch einsehen würde, wie sympathisch mir die bodenständigen Leute vom Land sind, und draufkommen, dass man sich mit ihnen gut amüsieren kann.“

„Deine Mama ist eine kluge Frau“, bemerke ich.

„Du kennst ihre Stärken, und doch hat jeder seinen blinden Fleck, und der ihre, der bin ich. ‚Du stellst mich hin‘, sagte ich ihr, ‚aber ich bin bei Dir, das Gut wird mir gut bekommen.‘ Und wie gut es mir tat nach fünf Jahren wieder Urlaub vom Leben zu nehmen, meinen eigenen Empfehlungen in den hellen Aufbruch zu folgen und wieder ein Mensch von anderer Welt zu werden. Und dann plötzlich, am Abend des letzten Tages öffneten sich mir die Schleusen, dass es mich erfüllte und ich wieder sah wie vom Gipfel der Welt, die Revanche für alles, was mich die Jahre zuvor besiegte.“

Sein teils kryptologisches, schattenartiges Sprechen, mit dem er bei Frauen immer wieder anzulocken vermochte, ist eines seiner Markenzeichen. Neu für mich ist, dass er über eine Seite seines Seelenlebens spricht, die er mir gegenüber bis heute verschlossen hielt.

„Und dann bist Du nach Indien“, sage ich, um an meine Frage zu erinnern, worauf er die Serviette zu einem Fächer faltet und meint, dass das Schicksal unausweichlich ist, wenn es gegen den Strich gebürstet wird, wenn man über seinen Schatten gesprungen und man durch sich durch gegangen ist, er sich aber noch um zwei Frauen, die ihm am Herzen lagen, zu kümmern gehabt hätte, bevor es mit ihm aufs Gut seines Onkels Jussef und infolgedessen nach Indien ging. Die eine, Isabell, eine Klimawandelaktivistin, habe er nach Grönland mitgenommen, wo sie von einer kleinen, bunten Siedlungen der Inuit mit Motorschlitten zu Expeditionen in eine Landschaft aufbrachen, wie es sie ob ihrer Weite, Größe und klaren Luft (durch welche die weit entfernten Berge in intensivsten Farben gestochen scharf erschienen) kein zweites Mal zu finden wäre, und die andere, Veronika, Tierschützerin, nach Patagonien, wo sie sich mit vom kargem Fels und von der immer selben Einöde verbundenen Augen nichts anderem widmeten als sich selbst.

Diese Bilder schlagen bei mir sofort an, und ein bisschen Neid erhebt sich in mir. Dann trübt sich sein Gesicht, und so, als gehöre das zu seinem Bericht, wegen dem er mich kommen ließ, bekennt er,

dass auch diese Frauen, Veronika und Isabell, ihn nach wenigen Tagen anfänglicher Freude tagein, tagaus an sein ungeliebtes Wien erinnert hätten, wo es für ihn kaum Menschen gab, zu denen Kontakte, wie er sie wünschte, zu knüpfen gewesen wären. So wie in den eineinhalb Millionen und mehr Menschen in Wien wäre es ihm unmöglich gewesen, in den beiden Frauen, die er in Mailand und Graz aufgegabelt hatte, einen Grund für Verbindlichkeiten zu finden. In schnellen Worten erinnert er sich, dass er nach seinen zahlreichen Komplimenten und Zuwendungen während der letzten gemeinsamen Essen wehmütig darauf gewartet hatte, von Isabell (in Grönland) und Veronika (in Patagonien) gefragt zu werden, wie es ihm geht, ob ihm etwas fehlt, wonach er sich sehnt oder was sein Herz bewegt. Zuerst meinte er, das seine Person ignorierende Verhalten beruhe darauf, dass er in Patagonien einen kleinen Altar aus Schotter und Knochen und einen in Grönland aus Stein und Eis um die von ihm und Isabell gepflückten Blumen errichtet hatte, oder dass es damit zusammenhing, dass das, was für ihn das Mysterium ist, für ihn etwas Größeres und Wichtigeres war als Veronika oder Isabell oder Veronika und Isabell. Bald aber habe er festgestellt, dass sein für gewöhnliche Menschen ungewöhnliches Verhalten in den Beziehungen zu den zwei Frauen keine Rolle spielte. Er hätte durch sein spirituelles Benehmen weder verloren noch gewonnen, da die Erwartung, ein religiöser Mann müsse weltfremd, mittellos und notleidend sein ob seiner Bildung

und Freizügigkeit gegenüber den Frauen außer Frage stand. Vielmehr habe er entdeckt, dass alle zu allen gleich wären, Veronika, Isabell und die „eine Million und fünfhunderttausend Pharisäer in Wien“, was ihn für Augenblicke erleichtert, ihn aber für den Rest seines Aufenthaltes in Patagonien, in Grönland und noch Tage am Gut seines Onkels in ein Unglück stürzte. Dazu möge man wissen, dass er, wie er mir sagt, in Wien zwischen Männern und Frauen (abgesehen von den natürlichen, körperlichen) überhaupt keine Unterschiede vorfand. Alle wären im Wesentlichen gleich, wenn auch jünger oder älter, reicher oder ärmer, schöner oder hässlicher, so doch im Grunde vollkommen gleich. Nicht das Oberflächliche, wie sie sich kleiden, was sie essen oder sagen, sondern was sie suchen und wonach sie sich sehnen, sei unter allen ident. Habe er näher hingesehen, sei er immer auf das eine mechanische Schema gestoßen. In diesem Wissen habe er zwar satte Gewinne lukriert, wäre aber ebenso mechanisch betrogen, enttäuscht oder im besten Fall schrecklich gelangweilt worden, weshalb er letztendlich nur noch zwei Möglichkeiten für sich sah: Entweder bleibt und lebt er mit dem, was ihm wichtig und heilig ist, isoliert, verfremdet und alleine oder er findet sich eine Atmosphäre, wo neue Ideen, neue Konzepte und vor allem neue Menschen einen Platz haben, und wenn nicht in eine solche, dann wenigstens in eine andere, wo er sich über andere Dingen, andere Menschen und andere Probleme wundern kann.

„Und da dachtest Du an Indien“, vermute ich, die Hand auf meine Stirn genommen. Immerhin hat er in meinem Beisein seine dunkle Seite über die vielen Jahre, die wir uns kennen, nie hervorgekehrt, im Gegenteil. Bis heute war in mir von ihm das Bild eines jungen, geistreichen Erfinders und Unternehmers, dem die Tauben gebraten in den Mund flogen, eingebrannt. Jedes Mal, wenn wir uns sahen, hatte er eine neue exotische Schönheit an seiner Seite, die noch attraktiver war als die, die ihr voranging. Ob meiner Erfahrung, die mich lehrte, dass ein Arbeitsloser schlechtere Chancen hat einen Job zu bekommen als einer, der schon einen hat, war mir, als nehme er die jeweils Letzte als Köder für die Nächste. „Wenn er die mag“, sollte sich die Neue sagen, „wird er mich noch interessanter finden“, oder wenigstens sollte ihr klar werden, dass, wenn die ihn mag, er so schlecht nicht sein kann. Auch weiß ich von den subversiven Feten und Gesellschaften, an denen er teilnahm, und ich hörte, dass er bei einem dieser Anlässe verkündete, dass einer, der es verstünde richtig zu feiern, ein Tänzer zwischen den Welten wäre. Dass er am gleichen Tag wie der Sonnenkönig zur Welt kam, mag gar nicht als Zufall erscheinen, wenn man eine seiner opulent inszenierten Geburtstagsfeiern erlebt hat, und es wird gewiss noch einige Zeit dauern, bis ich mich an seine für mich neue Seite gewöhnt haben werde. Und nachdem er meinte, er sei nach Indien, obschon Friedrich Schiller schrieb, dass man nicht um die ganze Welt zu reisen braucht, um

sich klar zu werden, dass Heimat überall zum Vorschein kommt, und dies mit einer marginalisierenden Geste relativiert hat (als müsse er sich für diesen Schritt, den so viele vor ihm taten, schämen), sage ich:

„Stimmt, auch wenn es nicht Schiller, sondern Goethe war (Der ist jedoch für seine Reisen in den Süden bekannt). Richtig ist auch, dass die Sonne hinter den Wolken für jeden Lümmel scheint.“

Ferner gibt er mir zu verstehen, dass er nie unterwegs war auf der Suche nach einem Ort, an dem er sich niederlassen wollte, und er genau wusste, dass man nirgendwo sonst als bei sich ankommen kann, und doch habe er immer wieder in der Vorstellung gelebt, es sei Indien, das ihn mit offenen Armen empfängt, da es selbst seine Eroberer duldsam zu sich eingelassen hat. Dass er sich so unbeliebt gemacht oder sich so unverstanden gefühlt hat, so zu denken, verstärkt meine Verwunderung über ihn.

„Doch bevor ich den Plan fasste, wegzugehen“, sagt er, den Fächer wieder in Betrieb genommen, „begab ich mich aufs Gut.“

Dieser neuerliche Rückzug von den Menschen, die ihm aufgrund seines äußerlichen Erscheinens und öffentlichen Verhaltens ständig vorzuhalten schienen, wer er sei und warum er so und nicht so ist, und vor allem, warum er überhaupt ist, auf das Gut, um nach Jahren wieder Fühlung aufzunehmen, wäre ihm ein Befreiungsschlag gewesen. Was er am Gut seines Onkels Ussef am Ufer des Großrußbachs vier Wochen lang trieb, würde er mich, wenn es mich interessiert, später wissen lassen.

„Und dann, am selben Tag vom Gut nach Wien zurückgekommen“, sagt er mit seiner besonnenen Stimme, der es in meiner Gegenwart im angenehmen Maß nie an Lebendigkeit fehlt, „ist dieser eine jene noch unbesagte Abend und dieser eine noch unbesagte Himmel über mich gekommen.“

Was das jetzt heißen soll, frage ich mich und höre, dass er so wie er sonst nie anders als im offenem Wagen fuhr, auch an diesem Abend, mit Kunstpelzen versehen, im offenen Schlitten durch die Stadt gefahren wäre und sich der weichen Hülle erfreute, die um seinen Körper war, und auch der Hülle, die als drückende Schwüle überall lag. Er freute sich, die schwarzen, bereiften Wolken, die sich gespenstisch weit zur Erde herunterbeugten, zu sehen, und auch die ruhenden Obstbäume, die ihre weißen Finger ausstreckten, die staatlich gepflegten Häuser, von denen wohnlicher Rauch aufstieg, und die Unzahl an sonstigen gewohnten Dingen ringsherum gaben ihm Anlass zur Freude. Dieserart ergriffen, fuhr er bei dröhnender Musik die dämmrige Allee hinunter, während er in der frischen Gewissheit, nicht alleine zu sein, fragte, wohin er gehen soll. Dann lauschte er dem Gewittergrollen und der Musik aus dem Radio, und wartete keine Sekunde, da klang dieser Song und Refrain von Motors aus den Lautsprechern:

*Airport, you've got a smiling
face,
Fly me away - fly me away.
Airport, you take me to another
place,*

Fly me away - fly me away.

Wald steht völlig neben sich. Gerade beim Auftakt fiel ein einziger, abnormal dicker Regentropfen, wie er mir berichtet, aus schier unendlicher Höhe auf seine heiße Stirn. „Von dem Moment an“, sagt er mir ohne Emotion, „fühlte ich, als könnte ich nichts anders tun, als nach Hause zurückzufahren. Ich wendete, machte das Radio aus und sank wieder ab, dass ich mich fühlte wie von Engeln getragen, packte die Koffer eher zufällig mit dem, was ich mir schnell unter die Nägel reißen konnte, und orderte ein Taxi, das mich zum Flughafen Wien-Schwechat brachte.“

Zurückgelehnt, die Unterlippe weit ausgestülpt, muss ich mich sehr wundern, dass er den kleinsten Dingen, sogar einem Regentropfen tiefe Bedeutung beimisst. Unschlüssig, ob er die geschilderten Ereignisse überbewertet oder ich sie an seiner Stelle unterbewertet hätte, versuche ich ihm ein beruhigender Zuhörer zu sein, der darauf wartet, was sonst noch aus ihm heraussprudelt. Dazu verschränke ich die Beine, und ungeschickt wie ich manchmal bin, scheint das ungewollte Scharren der Sesselbeine auf dem Boden ihm ein Anlass zu sein, von einem blauen Montag, einem blauen Brief und seinem Urlaub vom Leben ins Blaue zu berichten. „Ich wusste, ich muss weg, nicht auf eine Reise, da war ein Ruf aus der Ferne“, meint er zu der Sache mit dem Tropfen, „aber wohin ich ihm folgen sollte, woher der Ruf kam, war mir unbekannt. Und so ließ ich mich am selben Abend zum Flughafen fah-

ren, um zu sehen, was noch nicht abzusehen war. Und weil ich nicht wusste wohin, half mir der Zufall, indem er mich über einen Toten stolpern ließ.“

„Toter?“

Die Geschichte kommt in die Gänge, denke ich mir.

„Der Mann mit dem starren Blick lag regungslos am Boden. Nach dem letzten Wiederbelebungsversuch meinte der Sanitäter, dass dem Toten nicht mehr zu helfen sei. Und da er dem Verblichenen die Augen schloss, zupfte ich mir den Umschlag mit dem Ticket aus seiner Brusttasche und sagte zu dem aufgeregten jungen Mann, der neben dem Verblichenen am Boden kniete, dass der Herr Papa es nicht mehr brauchen und ihm, wenn das Ticket auf meinen Namen verfügt wird, mit dreihundert Euro leichter sein werde. Es ist nicht schwer sich vorzustellen, dass der junge Mann anderes im Sinn hatte, als mit mir um den Preis zu feilschen, weshalb ich es für richtig empfand, nachdem ich losgegangen und der Name des Verstorbenen durch meinen ersetzt worden war, seine Brusttasche mit einem zusätzlichen Schein anzufüllen. ‚Kam bestens gelegen‘, erklärte der Sohn hämisch. Er wollte hinfliegen, um seine neue exotische Internet-Braut abzuholen, die sein ganzes Vermögen sonst vererbt hätte. ‚Jetzt ist meine eigene Rente sicher.‘ Nach der Passkontrolle öffnete ich den Umschlag, und wie sehr freute ich mich, als ich las, wohin mich der Flieger, den ich besteigen sollte, bringen würde. Irgendwo, wo eine besorgte Braut

vergeblich auf ihren Bräutigam wartet.“

Ich denke, man kann sich gut vorstellen, dass es mir auch früher nicht immer leichtfiel seinen Worten zu folgen, wenn ich mal mitschrieb, dennoch nicke ich immer wieder, nehme den Füller zur Hand und erkundige mich, ob ich mir davon etwas aufschreiben darf. „Ausgezeichnet“, antwortet er auf meine Frage, legt den behelfsmäßigen Fächer aus der Hand und meint, dass, wenn mir seine Notizen gefallen, ich aus ihnen einen umfassenden Bericht machen soll. Und nachdem ich den Auftrag mal mit vorsichtigem Nicken angeblinzelt habe, ist er nicht mehr zu halten und legt ein Tempo vor, das meinen Füller dicht an die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit bringt. Wie es sich schon in unserem Telefonat gestern abzeichnete, versuche ich während des Notierens der Ereignisse „Im Schatten des Nanga Parbat“ (so der Arbeitstitel, dem der zweite Teil „Im Schatten der Brahmanen“ folgen könnte) das erste Mal zu ermessen, ob seine Geschichte die Substanz besitzt, aus der man etwas entwickeln kann, das ein Lesepublikum, wie ich es mir wünsche, erfreut, mitreißt, bewegt und begeistert. Das Ergebnis meiner Untersuchung samt dem, was aus ihr folgen wird oder, wer es so haben möchte, folgte, liegt jetzt in unseren Händen, womit nachgewiesen ist, dass ich mir nicht ganz umsonst Notizen gemacht haben werde. Einigermaßen sortiert, lesen sie sich so:

Delhi

Ende der Leseprobe

CHAI & BAKLAVA
auch in Englisch und Spanisch
Entdecken Sie weitere
Bücher des Lebens®
im Stil von Real Fantasy



[Link Buchladen Amazon](#)



Stiftung
George Grow
Stiftung für Human Investment
Das multidimensionale
Sein



Spendenkonto
der "Nachhaltigsten Stiftung der
Welt"

Treuhänderisch
Kontowortlaut:
Prof. Georg Pfandler
IBAN: AT 48 1200 0009 9403 3678
SWIFT CODE: BKAUATWW

Vielen Dank für Ihre
Unterstützung!

Die integrale
Zukunftsbewegung

gmgbooks.com